

„Hermeneutik des Vertrauens“ (158) genauer präparieren. Der Vorschlag von Hailer bestätigt dabei die Valenz der ökumenischen Perspektivik, mit der Link-Wieczorek den Band ausgerichtet hat. Nach Hailer bleiben die Differenzen der mennonitisch-lutherischen Tauflehre bestehen. Ihre Aufhebung sei aber auch nicht projiziert. „Das Ziel der Bemühungen ist vielmehr, mit hinreichend guten Gründen die Taufpraxis in der jeweils anderen Konfession anerkennen zu können“ (182). Damit zeichnet sich erneut ab, dass eine differenz- und handlungstheoretische Umstellung der ökumenischen Hermeneutik ansteht – und dass erst auf dieser Basis das ungelöste Problem der ökumenischen Zielvorstellungen und Einheitserwartungen angemessen erfasst werden kann.

Die Kontextualisierung der ökumenischen Theoriebildung wird auch mit den beiden abschließenden Hauptteilen des Bandes forciert („Zum jüdisch-christlichen Dialog“, 229ff, mit Beiträgen von Reinhold Bernhardt, Barbara U. Meyer und Gesine von Kloeden-Freudenberg); „Zum Dialog der Religionen“, 279ff mit Aufsätzen von Wolfram Weiße und Thomas Niedballa). Als eine besondere theologische Leistung muss der Akzent gewertet werden, den Dietrich Ritschl auf die Bedeutung des jüdisch-christlichen Dialogs für die innerchristliche Ökumene gesetzt hat. Bis heute bleibt die „Ökumene in drei Dimensionen“ (Thomas Fornet-Ponse) ein Desiderat der ökumenischen Erkenntnistheorie. Der Aufsatz von Reinhold Bernhardt führt in diesem Interesse die Unterscheidung zwischen Christus als Weg zum Heil und dem eschatologischen Ziel der Gottesherrschaft ein, die er – exegetisch über Hel-

mut Merklein und Marlis Gielen vermittelt – an der paulinischen Theozentrik festmacht. Die Christologie wird Gott funktional zugeordnet. Das führt Bernhard zu der These, dass die Nichtchristen „zwar auf dem von Christus eröffneten Weg in die Gottesherrschaft eingehen (vgl. Röm 5,18f), sich aber nicht auf Christus als Ziel dieses endzeitlichen Weges zubewegen“ (246). Im Horizont des religionspluralistischen Paradigmas wie der – zumal katholisch – neu entbrannten Debatte um die sogenannte „Judenmission“ gewinnt diese These den Status einer notwendigen *quaestio disputata* – mit Klärungsbedarf wie Anregungspotential. Letzteres verspricht der vorliegende Band in mancher Hinsicht – und so ist eine Festschrift entstanden, die ist, was sie anonnciert: *profilerte Ökumene*.

Gregor Maria Hoff

## BIBELÜBERSETZUNG

Walter Klaiber / Martin Rösel, Streitpunkt Bibel in gerechter Sprache. Evangelische Verlagsanstalt, Leipzig 2008. 127 Seiten. Br. EUR 9,80.

Die „Bibel in gerechter Sprache“ erschien mit begleitenden Werbemaßnahmen im Herbst 2006 und erreichte schnell hohe Verkaufszahlen, schon bald waren Neuauflagen nötig. Die Übersetzung rief sofort heftigen Widerspruch hervor, der sich bis in Tageszeitungen hinein artikulierte. Mehrere Sammelbände zu dieser Übersetzung wurden von hochkarätigen Autoren publiziert, es fanden Tagungen dazu statt, Kongresse mit anderen Themen wurden von Fragen zu ihr förmlich überrollt. Dabei wurde die Debatte, ungeachtet aller Emotionalität und Heftigkeit, doch auf einem hohen theologischen, herme-

neutischen und philologischen Niveau geführt. Es wurden ebenso subtile wie harsche Urteile gefällt.

Nun, da die Hitze der Diskussion längst gewichen ist, erscheint im Herbst 2008 ein schmales Bändchen, das sich an ein breites Publikum wendet, vor allem an Nichttheologen und Nichttheologinnen in den Gemeinden. Seine Sprache ist verständlich, der Ton sachlich und unaufgeregt.

In einer kurzen Einleitung führen die Autoren in die allgemeine Problemlage des Bibelübersetzens ein, nennen verschiedene mögliche Übersetzungsabsichten (wirkungstreu, strukturtreu, kommunikativ, philologisch) und ordnen diesen die gebräuchlichsten Übersetzungen zu. Die über die Texttreue hinausgehenden Anliegen der „Bibel in gerechter Sprache“ – nämlich Geschlechtergerechtigkeit, Gerechtigkeit im Blick auf den christlich-jüdischen Dialog und soziale Gerechtigkeit – seien erst zu nehmen und grundsätzlich berechtigt. Diese Anliegen geben den Hauptteilen des Bändchens im Wesentlichen die Gliederung vor. Da wäre es richtig gewesen, in der Einleitung den Aspekt der sozialen Gerechtigkeit nicht durch den Grundsatz der „gegenwärtig verstehbaren Sprache“ zu ersetzen (der sich auf Kirchentagsübersetzungen bezieht).

In den zwei Hauptabschnitten des Bändchens geben Martin Rösel, Alttestamentler an der Universität Rostock, und Walter Klaiber, ausgewiesener Neutestamentler und Bischof i.R., eine große Zahl von Anmerkungen zu vielen einzelnen Versen des Alten und des Neuen Testaments. Sie greifen dabei einerseits die drei Gerechtigkeitsanliegen der Übersetzungen auf und orientieren sich andererseits an theologischen

Kernfragen. So wirft in beiden Bibelteilen der Umgang mit dem Gottesnamen, der eng mit dem Aspekt der Geschlechtergerechtigkeit verbunden ist, mehr Fragen auf, als dass Probleme gelöst wären (Rösel 39). „Der Eindruck einer Beliebigkeit der Benennung Gottes verstärkt sich. [...] Das Verfahren [...] ist völlig von außen in die Texte eingetragen“ (Klaiber, 93). Theologisch gravierender ist dies bei der Übersetzung der christologischen Hoheitstitel (Christus, Herr, Sohn, Menschensohn), die tendenziell auf eine eher mitmenschliche Ebene nivelliert werden (Klaiber, 114), während andererseits durch die Meidung des Wortes „Vater“ besonders in den johanneischen Schriften eine „Entpersönlichung der Rede von Gott“ spürbar ist (Klaiber, 91).

In einem lehrreichen Abschnitt erläutert Rösel, dass Auswahl und Anordnung der Schriften (AT und Apokryphen) ungewöhnlich, problematisch und in der Absicht nicht nachvollziehbar seien (40–44).

Dagegen kommt Klaiber an mehreren Stellen auf die paulinische Rechtfertigungslehre zu sprechen und kommentiert die Übersetzung des herausragenden Verses Röm 3,28: „Das ist ziemlich genau das Gegenteil von dem, was Paulus sagen wollte“ (82).

Beiden Autoren ist ihr ehrliches Bemühen um Fairness in ihren Urteilen abzuspüren. So unterstreichen sie mehrfach, dass es „Passagen gibt, die glänzend übersetzt sind (Rösel, 57), dass „an manchen Stellen hilfreiche Lösungen“ präsentiert werden (Klaiber, 114), dass jedenfalls die gute Absicht anzuerkennen sei (121).

Das Urteil, das sich aus den Einzelanmerkungen ergibt, fällt aber doch sehr kritisch aus: Rösel äußert das

schwerwiegende Bedenken, dass „Dinge in den Text projiziert werden, die dort nicht stehen“ (61); Klaiber beobachtet mehrfach „das Phänomen, dass eine Übersetzung eher dem Neuschreiben eines Textes gleicht“ (69, vgl. 79, 82, 83, 103, 106, 112, 113). Treffende Übersetzungen findet Klaiber eher dort, wo die vorgegebenen Gerechtigkeitsprinzipien nicht berührt werden (114).

Schließlich kommen beide Autoren gemeinsam zu dem folgenden Urteil:

- Oft werden Leser durch die Übersetzung „als Gesprächspartner bevormundet“.
- Es gibt „eine Fülle von handwerklichen Schwächen“, besonders im Blick auf Einheitlichkeit und theologische Zusammenhänge.
- „Bei einer großen Anzahl von Stellen wird der Sinn des Textes verändert.“ Mit Zustimmung wird Michael Moxter zitiert: „Die gute Gesinnung überflutet den Sinn des Textes.“
- Die Übersetzung „erscheint in hermeneutischer Hinsicht unausgewogen“, es „wird ständig gegen diesen Text [den Urtext] übersetzt“.
- Die durchaus heikle paulinische Abgrenzung gegenüber dem Judentum dürfe nicht verwischt werden, sondern müsse als historisch bedingt erkennbar bleiben.
- Auch eine Interpretation der Rechtfertigungslehre, die sich von Luthers reformatorischem Verständnis lösen will, braucht eine konturierte, sinngetreue Übersetzung des Textes (121–123).

Und dann fragen sich die Autoren sogar, ob es nicht eine gruppendynamische oder sozialpsychologische Studie wert wäre zu erforschen, wie sich kompetente Bibelwissenschaftler und -wissenschaftlerinnen „in einen Prozess

verstrickt“ und „gegen ein kritisches Feedback immunisiert“ haben können (123).

Der Rezensent erlaubt sich drei abschließende Anmerkungen:

1. Die Einleitung des Bändchens behandelt die Frage, was eine „gute“ Bibelübersetzung sei, und nennt einige Maßstäbe: Sie übersetzt aus dem Urtext, zielt auf Einheitlichkeit und Lesbarkeit, enthält sich möglichst eigener Deutung und gibt nötigenfalls Erläuterungen (16f). Nun ist aber schon zuvor mitgeteilt worden: „Ob es wirklich ‚gute‘ Übersetzungen geben kann, ist grundsätzlich umstritten“ (13) Aus rein wissenschaftslogischen Gründen drängt sich hier eher die folgende Frage auf: „Gibt es schlechte Übersetzungen?“

2. Die Autoren bringen die Fülle ihrer Einzelanmerkungen unter sechs Spiegelstrichen mit höchst kritischen Schlussfolgerungen (121ff; s.o.). Eine überraschende Volte lässt sie das Buch dann mit dem folgenden Satz beschließen: „Eine interessante Ergänzung, über die zu diskutieren sich lohnt, ist sie [die BigS] aber in jedem Fall“ (125). Da fragen sich der Leser und die Leserin, ob die Autoren sich Bedingungen vorstellen können, unter denen sie zu einem anderen Abschlussurteil gekommen wären.

3. Gleich im Vorwort heißt es, „dass die theologische Wissenschaft sich zu wenig um die Kommunikation ihrer Forschungsergebnisse in die Kirche hinein bemüht hat“ (8). Dies ist eine weitreichende Kritik, an die sich zwei Jahre nach Erscheinen der „Bibel in gerechter Sprache“ gerade für die genannte Zielgruppe des Bändchens die Überlegung hätte anschließen lassen, warum in den heftigen Auseinandersetzungen „das Werk von Fachleuten aller theo-

gischen Lager heftig kritisiert wird“, während es „offensichtlich nicht wenige Bibelleser und -leserinnen“ anspricht (17).

Christof Voigt

## KIRCHE UND THEOLOGIE

Peter Gemeinhardt / Bernd Oberdorfer (Hg.), *Gebundene Freiheit? Bekenntnistradition und theologische Lehre im Luthertum*. Gütersloher Verlagshaus, Gütersloh 2008. 292 Seiten. Kt. EUR 49,95.

Das lutherische Verständnis von Kirche und Theologie ist entscheidend dadurch geprägt, dass die Schrift als *norma normans* der Tradition als *norma normata* vorgeordnet wird. Was das aber im Einzelnen heißt – welche Begründungsmodelle für das normative Gefälle von Schrift und Tradition in der Reformationszeit entwickelt wurden, inwieweit der Traditionsbezug bei aller Traditionskritik tatsächlich bestehen bleibt, wie Lehrbildung unter Voraussetzung des lutherischen Normengefüges geschehen kann, diesen Fragen nachzugehen, unternimmt der vorliegende Sammelband. Für die Herausgeber war dabei ausdrücklich das Konzept einer „Ökumene der Profile“ (Wolfgang Huber) leitend (vgl. 12), ohne dass allerdings das Unterscheidende betont würde. Über verschiedene Beiträge des Sammelbandes wird vielmehr deutlich, wie gerade in den Anfängen der Reformation das „evangelische“ Selbstverständnis ein zutiefst „katholisches“ war: wie „Konfessionalisierung“ hier Abgrenzung von einer Tradition bedeutete, die als Engführung und Abweichung von dem „consensus Catholicae Ecclesiae“ verstanden wurde.

Die Eigenart von Sammelbänden besteht oft darin, unter einer weiten The-

menstellung Beiträge zu vereinen, von denen bei einem spezifischeren Interesse allenfalls zwei oder drei interessant sind. Mit diesem Sammelband hingegen, der auf eine Tagung an der Universität Jena zurückgeht, die im Oktober 2006 unter gleichnamigem Titel stattfand, gelingt es, das Thema „Bekenntnistradition und theologische Lehre“ aus unterschiedlichen Perspektiven zu beleuchten, sodass ein differenziertes Gesamtbild entsteht: Es wird ein Bogen von den Ursprüngen (Teil I: Traditionsbindung und Traditionskritik in der Wittenberger Reformation) über das durch tief greifende Umbrüche markierte 18. Jahrhundert bis in die Gegenwart hinein (Teil II: Bekenntniskritik und Traditionsanschluss im neuzeitlichen Luthertum) geschlagen. Die Frage der Normativität der Schrift, die angesichts der weithin diagnostizierten Krise des Schriftprinzips noch einmal besondere Brisanz besitzt, wird unter historischem, systematischem und exegetischem Gesichtspunkt eigens erörtert (Teil III: Schriftprinzip und Bekenntnisbindung). Schließlich erfolgt eine Reflexion der institutionstheoretischen Bedingungen, die für den Prozess der Traditionsaneignung und -vermittlung maßgeblich sind und den lutherischen Lehrbegriff formieren (Teil IV: Lehrbildung und Lehrbeurteilung in der lutherischen Kirche).

Aufgrund dieser Anordnung vermögen die einzelnen Beiträge des Sammelbandes die Komplexität des Traditionsbegriffes immer mehr zu entfalten, d. h., die dem lutherischen Verständnis eigentümliche Dialektik von Traditionsverneinung, Traditionsbejahung und Traditionsbildung. Im Ergebnis kommt dabei weniger der kontroverstheologische Kontext als vielmehr der histo-